



und
dann
war
alles
anders

WIR FRAUEN

Porträts in Bildern und Worten

und
dann
war
alles
anders

Fotos: Nell Killius
Texte: Christine Knödler

Vorwort

Frauen-Bücher gibt es viele. Darin: Porträts berühmter Frauen, die lesen und schreiben und darum gefährlich sind, die denken und fühlen, die berühmt und darum gefährlich sind.

Das alles hat uns interessiert und interessiert uns noch, aber wir wollten darüber hinaus noch andere Stimmen von anderen Frauen sammeln – von Frauen wie uns. Frauen wie du und ich.

Ihre Geschichten, ihre Erfahrungen, ihre Lebenswege und Lebensumwege – unabhängig davon, ob sie bekannt sind oder nicht – waren und sind der Ausgangspunkt dieser Anthologie. Wir wollten mehr wissen von den Frauen-Generationen vor uns, von Freundinnen, Kolleginnen, von Frauen, die uns begegnet sind, die wir kennen lernen durften, die uns geprägt und begleitet haben. Die mit ihrem Frau-Sein gehadert, gerungen, es gefeiert haben. Die auf die Beine stellen, was Max Raabe in „Für Frauen ist das kein Problem“ besingt:

Ein Mann braucht einen Plan
Damit fängt es an
Doch will man es genau
Dann fragt man eine Frau

Sie wissen wo die Schlüssel liegen
Wo sie günstig Schuhe kriegen
Haben immer Überraschungen im Schrank
Sind Schöffen beim Sozialgericht
Kennen ihr Idealgewicht
Obwohl sie immer frieren sind sie kaum krank
Geld überweisen, Kühlschränke enteisen
Aktien verkaufen, Marathon laufen
Zeitgleich verschicken sie eine Mail
Taxis anwinken, im Dunkeln schminken,
Promovieren, kurz die Nerven verlieren
Das alles können sie parallel

Sie schwingen Reden im Parlament
Reiten durch den Orient
Und leiten eine Raumstation im All
Zähmen Tiger, werfen Messer
Wissen immer alles besser
Holen im Frauenfußball den Pokal
Schlaflied singen, Fallschirm springen
Gewichte heben, Pflaster kleben
In Turnschuhen oder auf Plateau
Männer verführen, bestellen und stornieren
Tanzen nachts bis es kracht
Und morgens sowieso Bauch-Beine-Po

Für Frauen ist das kein Problem
Sowas machen sie mit links
Im Sitzen, Liegen oder Stehen
Meistens gelingt's
Gar keine Frage
Für Frauen ist das kein Problem
Geheimnisse kriegen sie raus
Für alles haben sie eine Creme
Und sehen immer gut aus
Wenn ich's doch sage!

Ausgerechnet ein Mann singt das Urteil: Wenn ich's doch sage! Das ist charmant, hier zieht jemand den Hut und verneigt sich. Aber sind das **Wir Frauen**?

Wir wollten mehr wissen, vielleicht, weil wir mit +/- 50 an einem Punkt im Leben stehen, wo sich unser eigenes Frau-Sein noch einmal verändert. Wo es sich zuspitzt, weil Lebensphasen enden, wo es sich aber auch entspannt: Wir wissen inzwischen vielleicht doch besser, was wir wollen, was wir können, wer wir sind, und wovon wir nicht aufhören werden zu träumen.

Wir, die Fotografin Nell Killius und die Publizistin Christine Knödler, haben beide Kinder, die eine drei, die andere zwei, drei davon sind erwachsen. Wir haben geheiratet, haben uns getrennt (die eine), wir haben uns zufällig kennen gelernt und angefangen hat, was unter dem Rubrum Hinterhofgespräche nicht mehr wegzudenken ist.

Was Frauen sind, wer und wie sie sind, haben wir auch dabei immer wieder aufs Neue erfahren und ergründet. Frauen fangen im genau richtigen Moment an, sich einander anzuvertrauen, zu erzählen, im Gespräch Erfahrungen aushaltbar zu machen oder zumindest zurechtzurücken. Frauen machen im genau richtigen Moment Erinnerungs-Fotos, bevor ein geliebtes Wesen geht, oder stellen Care-Pakete vor die Tür. Frauen hören einander zu, sie trösten, sie weinen mit und lachen wieder, sie kriegen mit, wie es der anderen geht. Frauen machen sich gegenseitig Komplimente und nehmen die womöglich auch an. Frauen sind oft ungnädig zu sich selbst, aber gnädig und geduldig mit anderen.

Und Frauen stemmen in ihren Leben unglaublich viel: Kinder großziehen, Geld verdienen, kochen, putzen, Wäsche waschen, bügeln, und so weiter und so weiter, einkaufen und shoppen, Krisen selbst überstehen und anderen bei Krisen beistehen, Feste feiern, reisen, am Idealgewicht arbeiten und als Schöffin beim Sozialgericht, Geld überweisen, Kühlschrank enteisen, joggen, reden, mailen, telefonieren, schminken, promovieren, kurz die Nerven verlieren, sich verlieben, sich entlieben, lieben. All das eben. Womöglich sogar Tiger zähmen.

Wir fanden, das gehört abgelichtet und aufgeschrieben.

Vor allem aber war bei unseren Hinterhofgesprächen die Rede von anderen Frauen und ihren Lebenswegen, ihren Lebensumwegen. Davon, wie beflügelnd es ist – und wie realistisch – ,wenn eben nicht das Geradlinige im Zentrum steht, sondern die Brüche. Als eigene Lebenspläne nicht aufgingen, waren es diese Frauen, die zugehört haben und da waren und angesteckt haben mit ihren LebensUmWegen. Wir haben uns gefragt, welche Frauen uns geprägt haben, welche uns Vorbilder wurden, welche Sätze bindend geworden waren und eigentlich doch längst entsorgt gehören – Sätze, die bremsen, die klein machen – und welche Worte wichtig waren. Beruhigend und rettend.

Wir haben uns gefragt, was es für uns selbst heißt, Frau zu sein. Wir haben uns gefragt, was wir unseren Töchtern und Söhnen gerne mitgeben möchten.

Was wir nicht wollten: noch eine Anthologie der Berühmtheiten zusammenstellen, denn das beeindruckt zwar, aber es kann auch ganz schön entmutigen: Was haben diese unerschrockenen, unerreichbaren Frauen mit uns zu tun? Mit der Normalität? Mit Alltagsorgen? Mit Alltag? Denn wie sieht der Mut des Alltags aus? Wie die Furchtlosigkeit? Die Zuversicht?

Und so haben wir angefangen, Geschichten zu sammeln, Erfahrungen und Erinnerungen in Bildern und Worten einzufangen und haltbar zu machen. Die Auswahl ist bekennd subjektiv. Sie folgt keinen Kriterien. Sie resultiert aus dem Glück der Begegnungen. Aus manchen sind Freundschaften geworden. Weil wir als Kulturjournalistin und Fotografin beide im kreativen Bereich unterwegs sind, sind unter den Frauen viele Künstlerinnen, Autorinnen, Schauspielerinnen, Journalistinnen, genauso eine Dachdeckerin, eine Verkäuferin – Frauen wie du und ich. Sie alle haben sich Zeit genommen und erzählt. Sie haben einen sehr persönlichen Blick auf ihr Leben erlaubt.

Sie ermöglichen viele Blicke und lassen im Wechselspiel aus Bildern und Worten Freiräume für die Gedanken, Gefühle, Einsichten der Betrachterinnen und Leserinnen. Einzigartig sind die Frauen, die nun in diesem Band versammelt sind, allesamt. Sie alle sprechen für sich.

Wie wollen weitergeben, was wir von ihnen erfahren haben und behalten durften.

Wir wollen uns bedanken. Wir wollten der Hochachtung vor den LebensUmWegen Ausdruck verleihen.

Wir wollen den Frauen und ihren LebensUmWegen ein Forum geben und mit den Erfahrungen aus zweiter Hand anstecken.

Wir wollen diesen Frauen und den Frauen allgemein ein Denkmal setzen:

... und dann war alles anders.

WIR FRAUEN

Porträts in Bildern und Worten.

Nell Killius & Christine Knödler

München, Herbst 2019

Mirjam Pressler
10

Jennifer Konsek
23

Bayan Aljeratly
28

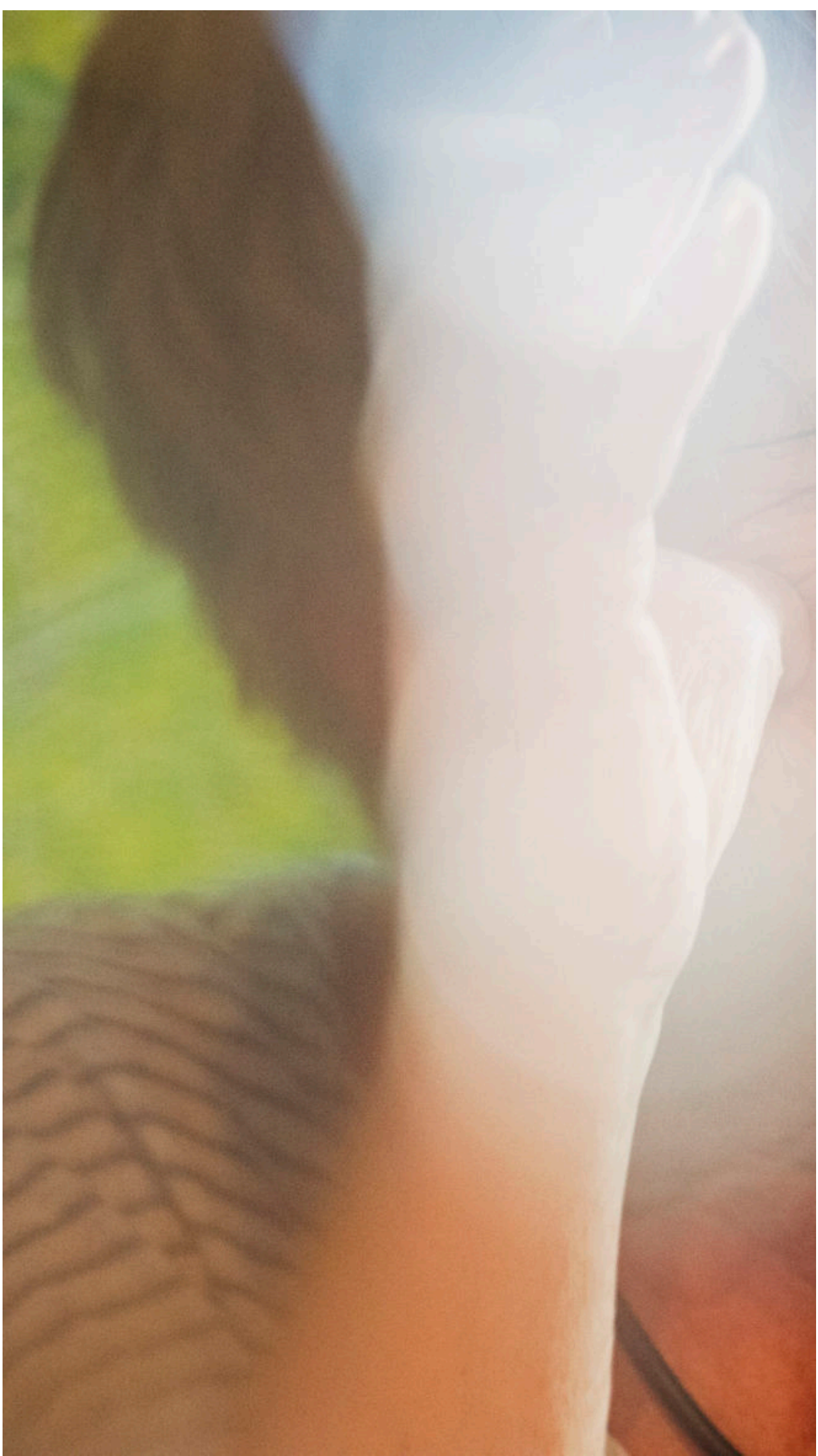
Adelheid Opfermann
36

Katharina Hecht
42

Zeljka
50

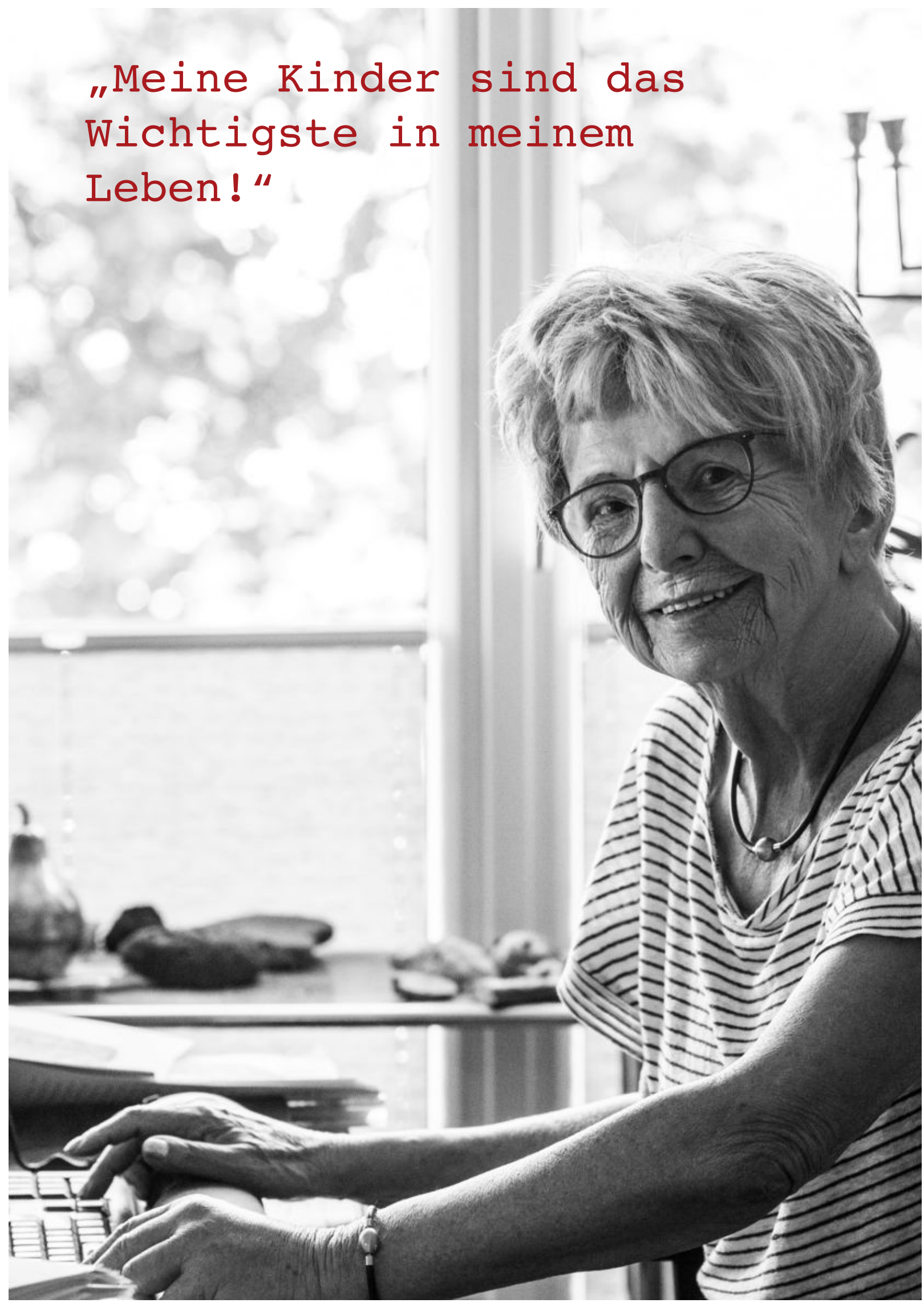
Elis Roseira
56


Erika Schäfer
62





„Meine Kinder sind das
Wichtigste in meinem
Leben!“





Mirjam Pressler Autorin und Übersetzerin

Sie hat als Jüdin den Holocaust überlebt, wurde von Pflegeeltern großgezogen, kam nach dem Krieg ins Waisenhaus. Seitdem gilt für sie: den Schwachen eine Stimme geben. Das Motto: Identitätsfindung unter Extrem-Bedingungen.

Ein Mädchen sitzt auf einem Dachboden, hinter einer Wand aus Koffern. Es ist mitten in der Nacht. Die anderen im Kinderheim schlafen längst, sieben Mädchen in einem Zimmer. Halinka, Protagonistin des Romans Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen hat den winzigen Raum des Für-Sich-Seins entdeckt: ein Frei-Raum, den sie verteidigt. Hier sitzt sie und schreibt im schmalen Streifen Kerzenlicht. Schreibt Sätze in ihr Gedankenbuch. Sätze wie diesen: „Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge. Aber vielleicht stimmt das nicht. Vielleicht ist eine halbe Wahrheit ganz einfach nur eine halbe Wahrheit.“

In dem 1994 erschienenen Roman von Mirjam Pressler sind Sprichwörter nicht nur die Kapitelüberschriften. Dahingesagt im Duktus gesetzter Poesiealbumverse werden sie vom Leben einverleibt, hinterfragt und neu bewertet. Aus Binsenweisheiten werden Lebensweisheiten.

Sätze wie Schutzschilder. Wie Schilder. Wie Wegweiser. Es sind diese Sätze, die sich wie rote Fäden durch die Bücher von Mirjam Pressler ziehen, als könne man sich an ihnen entlang hangeln, wenn es darum geht, Erlebnisse zu benennen, Erfahrung zu bündeln, Leben zu bändigen, zu bannen, zu bauen. Stein auf Stein. Wort auf Wort. Wort auf Wort hat Mirjam Pressler in fast 40 Jahren mehr als 300 Kinder-, Jugend- und Erwachsenenbücher vor allem aus dem Englischen, Hebräischen, Niederländischen, aber auch Flämischen und Afrikaans übersetzt, und über 30 Kinder- und Jugendbüchern selbst geschrieben. Sie hat Werke von Uri Orlev, Amos Oz, Bart Moeyaert, von Zeruya Shalev, Batya Gur, Lizzy Doron und vielen anderen ins Deutsche übertragen. Sie hat die Kritische Ausgabe des Tagebuchs der Anne Frank übersetzt und 1991 eine neue Leseausgabe zusammengestellt, die seitdem weltweit verbindlich ist. Malka Mai, Isabel, Hanna, Shylocks Tochter, Der Golem, Nathan und seine Kinder sind nur einige ihrer literarischen Figuren.

Und eben: Halinka. Halinka ist 12, Mirjam Pressler ist elf, als sie ins Kinderheim kommt. Davor wächst sie, 1940 in Darmstadt als uneheliches Kind jüdischer Herkunft geboren, bei nicht jüdischen Pflegeeltern in einer hessischen Kleinstadt auf. Die Familie ist arm, Unterschicht. Es wird wenig gesprochen, viel gebrüllt, geprügelt. Bücherlesen gilt als reine Zeitverschwendung. Trotzdem sucht das Mädchen, kaum kann es sich die ersten Sätze zusammenreimen, Zuflucht ausgerechnet im gedruckten Wort: Heimlich im Wald auf einem Hochsitz versteckt oder beim verhassten Holzhacken im Hinterhof, für das sie eigens eine Konstruktion zum Lesen ersinnt, liest sie sich durch die Bestände der Leihbibliothek und der Bücherschränke so genannter besserer Leute am Ort, durch Reiseführer, bergeweise Heimat-

und Liebesromane, Klassiker, Märchenbücher. Der Leiterin der Leihbibliothek macht sie ein bemerkenswertes Angebot: Sie wird putzen, um noch mehr Bücher ausleihen, um noch mehr lesen zu können.

Wer je die Bedeutung von und Wegweisung durch Lesen in Frage gestellt hat, wird spätestens hier eines Besseren belehrt. Es kommt nur darauf an, die richtigen Bücher an die Hand gegeben zu bekommen. Und das ist sehr oft Zufall. Oder Schicksal. Wer weiß das schon so genau.

Lesen ist Lebensrettung

Die Abenteuer des Huckleberry Finn von Mark Twain ist so ein Buch. An das, was die Geschichte in ihr ausgelöst hat, erinnert sich Mirjam Pressler genau: Nicht Tom wird ihr Held – Huckleberry Finn ist der, der sie interessiert. Weil auch er ein ungewolltes, ein geprügeltes Kind ist. Sie findet sich darin wieder: „Dass er seinen Vater nicht leiden konnte und dass das einfach so da stand! Diese geistige Unabhängigkeit hat mich tief beeindruckt.“

Lesend erfährt sie von Kindern wie sie selbst eines ist, lesend erfährt sie aber auch von Kindern, die willkommen, die geliebt sind. Und indem sie über Erfahrungen fiktiver Personen nachzudenken beginnt, wird für sie ein anderes Leben vorstellbar. Denn es gibt eine andere Wirklichkeit als die ihre. Sie findet sie in Büchern. Und so wird Lesen für Mirjam Pressler sehr früh zum existentiellen Akt von Identitätssuche und Selbst(er)findung, wenn zwischen Lesen und Leben nur ein Buchstabe liegt. Doch der kann, so oder so, die Welt verändern. Und manchmal für den Einzelnen die Welt verbessern. Für Mirjam Pressler zumindest war das so: „Ich weiß nicht, was aus meinem Leben ohne Bücher geworden wäre.“

Es ist noch so ein Satz, auf dem sich lange herum denken lässt. Dass sie selbst einmal Bücher schreiben wird, die sie als Kind gerne gelesen hätte, weil sie das Leben von Leser_innen verändern können, ahnt sie zu dem Zeitpunkt nicht.

Noch wohnt sie bei der Pflegemutter, die eine Pflegegroßmutter ist. Die zieht die Kinder ihrer Kinder groß. Die Mittelgeneration hat sich verdünnt. Mirjam Pressler ist die Jüngste in dieser Familie. Fremd muss sie sich vorgekommen sein in dem lärmenden, lieblosen Umfeld ohne Bücher, ohne wirklich gewechselte Worte – und wenn man sich eines nicht vorstellen kann und nicht vorstellen will, dann das: dass sie, so gesehen, ein sprachloses, ein einsames, ein oft verlorenes Kind gewesen sein muss. Man kann diese Kinder Danebensteher-Kinder nennen. Sie suchen sich diese Position nicht aus. Sie stehen daneben und schauen zu. Sie tun das, weil sie nicht dazu gehören. Weil sie anders sind. Noch ist das keine Frage der Wahl.





30 AUGUST

LESUNG

MIRJAM PRESSLER liest

„Ich bin's, Kitty. Aus dem Leben einer Katze“

Mirjam Pressler hat diese Wahl getroffen: Das Fremdsein ist ihr Eigenes, vielleicht sogar ihr Eigenliches geworden – etwas zwischen Ausprobieren und Auftrag: „Manchmal ist es gut, asozial zu sein – man ist so ungeprägt“, beschreibt sie diese Vorgeschichte ihrer Lese- und Lebensgeschichte.

Und das ist auch so ein Satz.

Trotzdem. Sie redet darüber nicht gern. Um ihre persönliche Geschichte macht die Geschichten-Erzählerin kein Aufheben. Aber sie erzählt eine Geschichte, eine wahre Geschichte: Wenn sie am Abend in der Küche ihrer Pflegemutter aus der Zeitung vorliest, sind das rare Momente des Glücks. Der Reifenhersteller Continental macht zu der Zeit Schlagzeilen. Anders betont wird daraus ein Ort: das Tal der Continen. Orchideen sollen hier blühen, Schmetterlinge schweben und die Continen, eine Art Feen, in Frieden leben. So malt das Kind es sich aus. Denkt Gelesenes anders, deutet Wirklichkeit um und entwickelt auf diese Weise eine erste Utopie. In diesem Moment betritt Mirjam Pressler den Raum der Literatur, einen der Freiräume, der Freiheits-Räume.

Sie betritt jene Nebenwelt, die uns die Wirklichkeit verstehen lehrt, indem wir sie verlassen. Es ist der Raum, in dem man extremsten Gestalten, verstiegensten Ideen, brutalster Erkenntnis begegnen kann.

Literatur ist ein Raum der Freiheit

Wer sich dieser Zumutung und dieser Möglichkeit aussetzt, wird sich dabei verändern.

Für Mirjam Pressler wird dieser Raum der Sprache, dieser Raum in der Sprache, Ausgangspunkt und Anlaufstelle einer lebenslangen Beziehung. Hier schärft sie ihren Blick für die Beschädigten. Hier schärft sie ihre Worte. Von Wort zu Wort. Von Satz zu Satz. Hinzuschauen, wo andere wegschauen, wird einmal ihre besondere Fähigkeit werden; stets an ihrer Seite: das einst sprachlose Danebensteher-Kind.

Wer heute bei Mirjam Pressler in Landshut klingelt, dem öffnet eine strahlende Frau die Tür, trotz schwerer Krankheit ist sie unverhofft vital. Ihr Mann Genio Türke hat den Arm um ihre Schulter gelegt. „Gehen Sie einfach durch den Hund durch“, hat er vor Jahren zur Begrüßung gesagt – heute variiert Mirjam Pressler diesen Satz: „Geh einfach durch die Katze durch!“

Die Katze ist ein prächtiger Stubentiger. Mirjam Pressler, Zigarette in der Hand, hat Zeit, hört zu, gibt Antworten, erzählt. Das Telefon klingelt – natürlich geht sie ran. Auch dafür nimmt sie sich Zeit. Bis vor kurzem war Besuch da: die Kinder, die Enkelkinder.

„Meine Kinder sind das Wichtigste in meinem Leben“, sagt Mirjam Pressler.

In der Lichtdurchfluteten Wohnung ist so viel Leben. Worte gehen hin und her. Sie sind rundherum. Sie stehen in den Regalen, hängen an den Wänden. So wie Bilder und Fotos. Eines zeigt Mirjam Pressler im Gespräch mit Marcel Reich-Ranicki.

Über dem Bett hängt eine Sammlung aus Engelsfiguren. Schutzengel. Oder sind es die Feen aus dem Continental? Auf dem Schreibtisch und auf dem Boden stapeln sich Manuskripte: eigene und die von anderen, Übersetzungen und Auszüge aus dem Roman, an dem sie aktuell schreibt. Fast vierzig Jahre nach Erscheinen ihres ersten Buches ist die Leidenschaft fürs Schreiben unverändert intensiv, sie springt ihr aus den Augen. Schreiben – das ist ihr Leben. Sprachlos ist sie längst nicht mehr.

Zumutung hat mutig gemacht. Aus Sich-Trauen ist Zutrauen erwachsen.

Das gilt nicht nur für sie, es gilt für ihre Figuren. Und es gilt für die Menschen um sie herum. Weil sie weiß, was es heißt, in Not zu sein, spürt sie die Not anderer. Dann kann es sein, dass das Telefon klingelt. Mirjam Pressler ist dran. Sie sagt: „Ich mach mir Sorgen um dich.“

Oder sie schenkt, wie es ihre Art ist, einen Satz – zum Beispiel diesen, nach einem langen Gespräch, ausgerechnet an ihrem 60. Geburtstag: „Hinter diese Einsicht kommst du nicht mehr zurück.“

Wieder ein Satz mit der Qualität von Wegweisung. Es ist ein Weitergeben der eigenen Freiheit und Unabhängigkeit.

Den Sprachlosen eine Stimme geben

Denn getraut hat Mirjam Pressler sich immer alles. Angst habe sie nie gehabt.

Schreiben, Übersetzen – der Anfang sei ein Zufall gewesen, ein Mach-doch-mal. Herausforderungen, in die sie sich stürzt. Sie studiert Kunst in Frankfurt, in München Sprachen, lebt ein Jahr in Israel im Kibbuz, kehrt nach Deutschland zurück, heiratet, bringt Ronit, Gila und Tall zur Welt, lässt sich scheiden, arbeitet in diversen Jobs, eröffnet einen Jeansladen in München. Und während sie ihren drei Töchtern die neuesten Kinderbücher vorliest, nimmt sie sich vor: „Irgendwann schreibe ich auch mal so ein Buch.“

Irgendwann ist 1979. Da ist Mirjam Pressler 39 Jahre alt. Die allein erziehende Mutter braucht dringend Geld, schickt darum ein Manuskript an den Verlag Beltz & Gelberg.



Für Bitterschokolade erhält sie 1980 den Oldenburger Jugendbuchpreis. Erst dann erzählt sie Freunden und Familie von ihrem Schreiben, das sie bis dahin als Tagebuchschreiben deklariert hatte. Danach ist sie nicht mehr zu bremsen. Fünf weitere Romane folgen in nur zwei Jahren: Nun red doch endlich, Kratzer im Lack, Stolperschritte, Novemberkatzen und Zeit am Stiel.

Ihre Geschichten sind Bestandsaufnahme dessen, was zunächst niemand wissen will. Sie handeln von Gewalt, Angst, Einsamkeit, von Behinderung, Essstörung, Zerstörung: keine heile Welt, keine Fantasie- oder Fantasy-Welt, die als Setting für Kinder- und Jugendbücher so oft herhalten müssen, sondern Leben. Viel Leben. Wo andere wegschauen, schaut Mirjam Pressler hin. Die Schonungslosigkeit, mit der sie das tut, lässt bis heute den Atem stocken. In knappen Sätzen, fast dokumentarisch, schreien ihre Texte da da, wo sie schweigen. Schlag auf Schlag. Wort für Wort.

Bis heute schreibt sie in ihren sozialkritischen wie in ihren zeitgeschichtlichen Kindheitsgeschichten gegen ein grundsätzliches Vergessen an, schreibt für ein spezielles Gedenken: das Gedenken der jüdischen Opfer des Holocaust. Sie macht vertraut mit jüdischer Geschichte und Kultur. Sie hat das historische und das kulturelle kollektive Gedächtnis geprägt wie kaum eine andere Autorin. Aufklärungsanspruch und Betroffenheitsgestus sind ihr fern, aber woran sie appelliert ist Auseinandersetzung mit dem Gelesenen, sind Erkenntnis und Selbsterkenntnis.

Ihre Erfahrung: „dass der Wille zu leben glücklicherweise meist stärker ist als alles, was Menschen sich gegenseitig antun.“ Ihre Credo: „Mich interessiert die Frage, wie Identität unter widrigen Bedingungen entstehen und wachsen kann.“

Deshalb schreibt Mirjam Pressler vor allem für Kinder und Jugendliche.

Deshalb schreibt Mirjam Pressler. Deshalb wird sie von Kindern, von Jugendlichen, von Erwachsenen gelesen. Deshalb hat sie Lese-Biografien und vielleicht Lebensgeschichten von inzwischen Generationen geprägt.

Zurück zum Anfang. Zurück zu Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen.

„Mein Glücksbuch“, sagt die Autorin schlicht. „Es hat mich freier gemacht.“

Denn ohne Vergangenheit ist keine Gegenwart und erst recht keine Zukunft zu haben.

Ohne Erinnerung keine Unabhängigkeit. Kein Schreiben, kein Lesen, kein Weiterdenken, keine Wahl. Kein Gestalten von Leben.

Diese Freiheit ist es, die Mirjam Pressler schreibend weitergibt.



„MAN
MUSS
ALS
FRAU
MAN
SELBST
SEIN!“



A photograph of a woman, Jennifer Konsek, standing next to a brick wall. She is wearing a green t-shirt and dark pants. The wall is made of red bricks with a light-colored mortar. The text is overlaid on the upper part of the image.

Jennifer Konsek

Dachdeckerin

Bewegung ist ihr Ding. Heute arbeitet sie im familieneigenen Dachdecker-Betrieb allein unter Männern. „Kein Problem“ findet Jenni. Schließlich gilt: Im 21. Jahrhundert können Frauen leben, wie sie wollen.



Ein heißer Tag im August. Eine junge Frau turnt auf dem Dach des Hauses gegenüber herum. Sie schneidet Blechteile zu, passt sie ein, tackert sie fest. Es ist laut. Die langen Haare hat sie zu einem Zopf geflochten, sie trägt Ohrenschützer gegen den Lärm, angeseilt ist sie nicht. Heuten jedenfalls nicht. Heute muss das Gerüst vor dem Dach zur Sicherung reichen. „So steil ist das ja nicht“, sagt Jennifer Konsek.

Traumberuf Dachdeckerin? Nein, das war es nicht. Dass sie beruflich so hoch hinauskommen würde, war nicht geplant, dass sie einmal etwas Handwerkliches machen wollen würde, wusste sie hingegen schon. „Ich brauch Bewegung“, sagt Jenni und lacht ihr fröhliches Jenni-Lachen. „Nur Rumsitzen ist nichts für mich!“

Schreinerin hätte ihr auch gefallen, doch dann hat sie mit gerade mal 17 Jahren im väterlichen Betrieb ihre Ausbildung zu Dachdeckerin angefangen. „Schön! Viel Spaß!“, hat ihre Mutter damals gesagt. Inzwischen ist Jenni 20, ihre Ausbildung hat sie vor wenigen Monaten abgeschlossen. Sie arbeitet mit ihrem Vater zusammen. Das geht gut. Allein unter Männern? Jenni winkt ab. Es gibt Schlimmeres! „Ein paar drücken einem schon blöde Sprüche rein wie: Frauen gehören in die Küche! Oder: Handwerk ist nichts für Frauen! Aber das nehm ich mir nicht zu Herzen. Außerdem gab es immer andere, die mich sofort verteidigt haben. Ich komme gut klar damit.“

Das glaubt man sofort. Jenni Patent würde gut zu ihr passen. Es ist unüberhörbar: nicht nur von Berufs wegen steht sie über den Dingen: „Man muss als Frau man selbst sein“, findet sie.

Sie selbst sein heißt für sie: als Frau nicht länger nur in der Küche stehen oder im Büro sitzen zu müssen, weil Handwerk körperlich anstrengend ist.

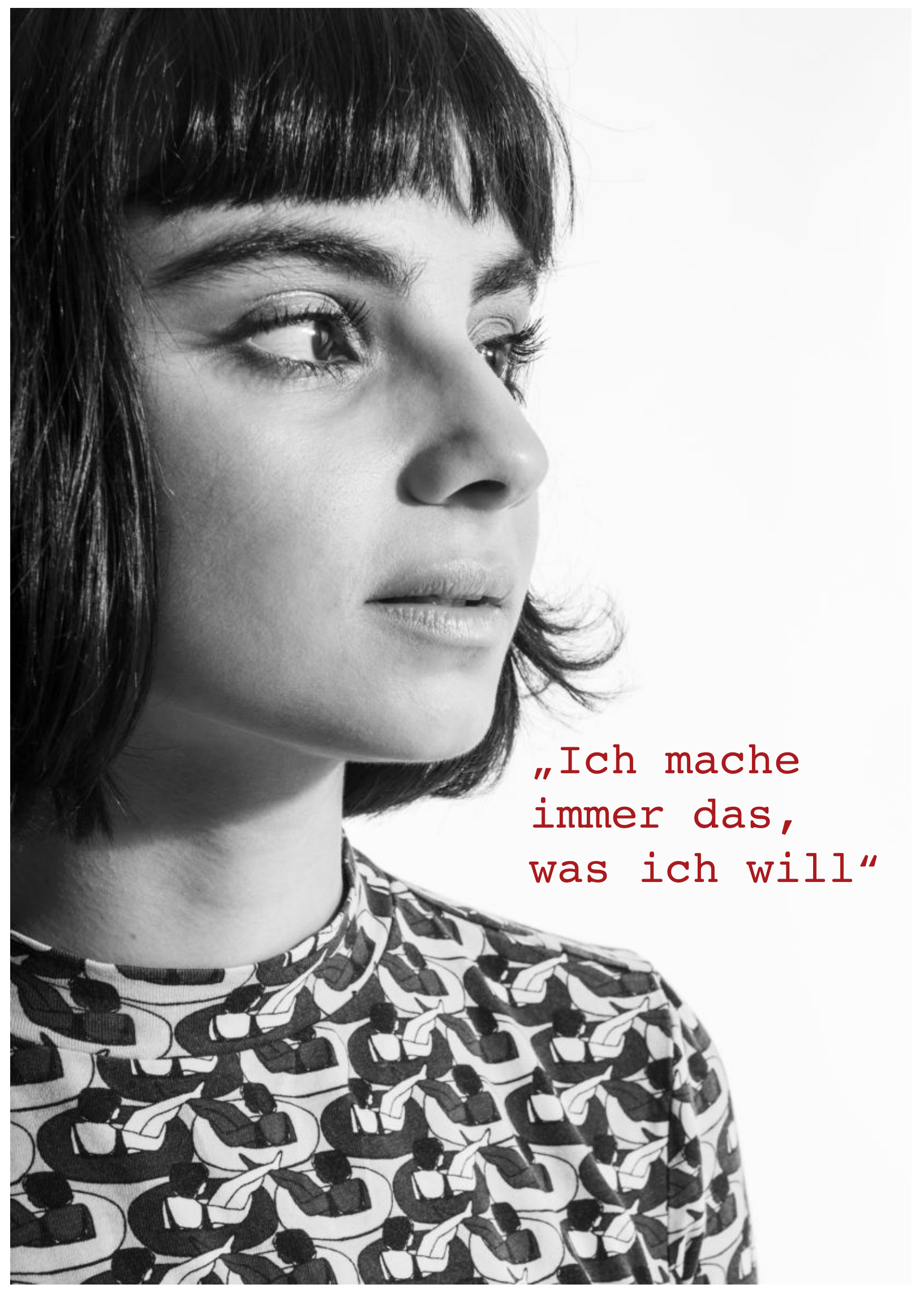
Sie selbst sein heißt: Kräfte aufzubauen, Tricks zu erfinden, um mit der Anstrengung der Arbeit zurechtzukommen.

Sie selbst sein heißt: vier Mal pro Woche Training, zwei Mal Tennis, zwei Mal Hockey – zum Ausgleich!

Sie selbst sein heißt: irgendwann mal eine Familie zu gründen. Schließlich ist Jenni die Älteste von fünf Geschwistern.

Sie selbst sein heißt für sie:

„Wir leben heute im 21. Jahrhundert! Da kann eine Frau sich aussuchen, was sie machen will!“



„Ich mache
immer das,
was ich will“





**Bayan
Aljeratly
Schauspiel-
studentin**

Bayan Aljeratly ist gerade mal 19 Jahre als, als sie ihre Heimat Syrien verlässt und nach Deutschland geht. Ihr Wunsch: Sie will Schauspielerin werden. Szenen einer Befreiung.

Eine junge Frau steht auf der Bühne, schmal, zerbrechlich, mit sehr kurzen Haaren. Ihr Gesicht zieht die Blicke an, die großen Augen, der lange Ohrring, der da ihren Hals entlang fällt, als solle auch er das Fragile der Figur zeigen. Und das Fragile dieser jungen Frau. Auf der Bühne steht Bayan Aljeratly. Sie will Schauspielerin werden. Gerade ist sie durch mehrere Aufnahmeprüfungen an verschiedenen Schauspielschulen in Deutschland gefallen, gerade zweifelt sie wieder an sich und ihrem Talent, da wird sie für die Volksbühne Berlin engagiert.

Im Oktober 2017, zwei Tage nach der Räumung des Theaters, wird das erste Theaterstück in der kurzen Intendanz von Chris Dercon gezeigt: „Iphigenie“ des syrischen, in Berlin lebenden Dramatikers Mohamed Al Attar. Die griechische Tragödie wird als Casting inszeniert. Neun junge Frauen bewerben sich für den Part der Iphigenie. Sie werden dargestellt von Frauen, die aus Syrien flüchten mussten und in Deutschland leben. Die Frauen auf der Bühne sind dem Krieg in Syrien entkommen, nun sitzen sie, eine nach der anderen, vor einer Kamera und geben Auskunft über ihre Erinnerungen, ihre Erfahrungen und über ihren Wunsch, Theater zu spielen.

Eine von ihnen ist Bayan Aljeratly. Dass sie ihre Heimat Syrien verlassen hat, hat auch mit persönlichen Kriegsschauplätzen zu tun. Ihre älteren Schwestern seien Engel gewesen, erinnert sie sich, fleißig, ordentlich, sehr gute Schülerinnen. Sie hingegen wollte schon als junges Mädchen einen Freund. Sie wollte mehr.

„Du passt nicht hierher“, sagt ihre Mutter und ahnt die Schwierigkeiten, in die ihre Tochter geraten wird. Der Vater schweigt die Tochter nieder, als eine streng untersagte Beziehung auffliegt. Bayan hält mit einem Satz dagegen, den sie oft sagt: „**Ich mache immer das, was ich will.**“

Als würde sie sich selbst Mut zusprechen, sagt sie diesen Satz. Und tatsächlich sind die Konsequenzen enorm: Das Architekturstudium, das Bayan Aljeratly nach dem Abitur anfängt, ist nicht das Richtige für sie. Sie hat zwar die guten Zensuren, die es dafür braucht, aber sie kann nicht zeichnen. Viel mehr liegt ihr die Sprache, ihr liegt an der Sprache, als Jugendliche hat sie Gedichte und Geschichten geschrieben. Und weil sie immer das macht, was sie will, lässt sie folgerichtig auch das bleiben, was sie nicht will.

Sie hängt das Studium an den Nagel.

Zudem spitzt sich die Lage in Syrien zu, Kontrollen auf der Straße gehören zur Tagesordnung, Fundamentalisten haben das Sagen, wer sich nicht an das alt hergebrachte Frauenbild hält, lebt gefährlich. Auch für Bayan wird die Situation immer dramatischer. Sie hat zum zweiten Mal heimlich einen Freund, der zeigt dem Vater Fotos, beschimpft Bayan als Schlampe. Der Vater stellt sich vor sie, trotzdem wird die Verbindung zwischen Vater und Tochter immer komplizierter. Denn Liebe hat viele Gesichter. Manchmal schlägt sie um. Dann kann man sich sehr fern sein und einander sehr verletzen. Dass aber sowohl der Vater als auch die traditionsbewusste Mutter Bayan in ihrem Wunsch wegzugehen unterstützen, wird sie nicht vergessen. Die Eltern lassen sie machen, sie geben ihr Geld, sie geben sie frei.

Im September 2014 kommt Bayan Aljeratly in Leipzig an. Da ist sie gerade mal 19 Jahre alt. Sie wohnt zunächst bei entfernten Verwandten. Sie lernt die neue Sprache, sie stürzt sich in das neue Leben. Im Oktober 2015 steht sie das erste Mal auf einer Bühne. In einer Adaption von „Romeo und Julia“ für das Dresdner Schauspiel spielt sie den Prinzen. Die Haare sind streng aus dem Gesicht gekämmt, sie ist stark geschminkt, die Hose ihres Anzugs ist aus der Herrenschniderei, das Jackett aus der Damenschniderei. Die Rolle ist wie für sie gemacht. Halb Mann, halb Frau, halb Gott, halb Polizist, zwischen den Sprachen Arabisch und Deutsch ist es wie ein Sinnbild ihrer Situation. Bayan Aljeratly spielt eine, die dazwischen steht. Figur und Leben berühren sich. Auch Bayan ist eine, die nirgendwo richtig dazu gehört, die aus diesem „Dazwischen“ große Freiheit zieht, aber immer wieder auch durch Phasen großer Einsamkeit, Traurigkeit, Zweifel, Depressionen hindurch muss. Nach den Auftritten in Dresden steht für sie fest: Sie will Schauspielerin werden.

Die erste Aufnahmeprüfung an der Leipziger Schauspielschule besteht sie wegen ihrer Sprachkenntnisse nicht. Also übt sie weiter. Später beginnt sie, Politikwissenschaften zu studieren, irgendetwas muss sie schließlich tun. Sie will sich für Frauen stark machen, aber schon nach kurzer Zeit merkt sie: „Ich hatte ein Feuer in meinem Bauch. Mein Bauch hat mir gesagt: Das ist falsch.“ Fortan geht sie in keine Vorlesung mehr.

Es folgt das, was Bayan Aljeratly „eine sehr schwere Zeit“ nennt. Doch sie nimmt einen weiteren Anlauf und bewirbt sich an den Schauspielschulen in Leipzig, Berlin, Hamburg, Hannover, Bochum.

Inzwischen ist 2017. Sie spielt in Berlin die Iphigenie: eine Frau in der Opferrolle. Für die Aufnahmeprüfung in Hamburg spielt sie die Salome: eine Frau, die ihre Weiblichkeit feiert. Und sie beginnt, über ihre Situation zu schreiben. Aus einem Posting darüber, wie sehr sie ihr altes Land hasst, die Unterdrückung der Frauen, den Krieg, wie einsam sie ist, wie verloren sie sich fühlen kann, erarbeitet sie einen Monolog, mit dem sie Erfolg hat. Auf der Bühne: ein Stuhl und sie, die Figur, die Schauspielerin, die Frau, sie selbst. Alles in einer Person. Nichts anderes, nichts drum herum, nur Innenleben, intensiv und ehrlich. Ein emotionaler Aufschrei in höchster Konzentration und Reduktion. Dem kann sich keiner entziehen. In Hamburg schafft sie es damit in die Endrunde der Aufnahmeprüfung und bekommt einen Studienplatz. Fast. Sie probiert weiterhin alles Mögliche aus. Sie schreibt sich für „Deutsch für Ausländer“ ein. Sie rasiert sich die Haare ab, sie kleidet sich wie ein Junge, sie färbt sich die Haare blond, sie betont ihre Kurven in engen Kleidern, sie setzt sich eine riesige Brille auf, das alles immer der Frage nach: „Wer bin ich, bitte?!“

In ihrer alten Heimat Syrien wurde ihr die Stimme genommen. In Deutschland hat Bayan Aljeratly sich eine neue Heimat gebaut, doch immer wieder fehlten ihr die Worte. Wenn sie einen Witz machen wollte, verpasste sie die Pointe, wenn sie sich streiten musste, gingen ihr die Worte aus, wenn sie ihr Alleinsein loswerden wollte erst recht. Nun hat sie im Schauspiel beides gefunden: eine Heimat und eine Sprache. Sie hat sich Freiheit erkämpft. Sie hat sich frei gespielt. Das Dazwischenstehen ist ihr Ausgangspunkt geworden. Von dort aus lässt es sich gut losgehen, weitergehen. Und ankommen. Seit März 2019 ist Bayan Aljeratly Schauspielstudentin an der August-Everding-Akademie in München. Sie sagt: „Das Theater hat mir meine Stimme wieder gegeben. In den verschiedenen Rollen kann ich erleben, was ich sonst nicht erlebe. Mit dem Theater verstehe ich Sachen, die ich sonst nicht verstehen würde.“







**Adelheid
Opfermann**





Ravna
1952





**Katharina
Hecht
mit Merlot**







„Schritt für
Schritt

wird

alles,

wie

es soll,

und

wie es

wird,

wird

es

gut.“



Katharina Hecht erkrankt schwer. Nach einer Operation mit gravierenden Komplikationen überlebt sie nur knapp. Danach ist alles anders. Aber nicht alles ist schlechter, findet sie.

Protokoll einer (Über-)Lebenskünstlerin.

Es ist verrückt, aber die Diagnose traf mich aus heiterem Himmel. Ich hatte keinerlei Beschwerden. Und eigentlich hatte ich 2010 doch einen Kinderwunsch. Einen späten, mit 39, okay – aber die Lebensplanung ging eben in eine ganz andere Richtung. Und doch ist es gut, dass ich diesen Kinderwunsch hatte, denn sonst wäre ich nicht bei der Frauenärztin gelandet, die mich irgendwann zu einem anderen Arzt schickte. Und dort wurde dann mein Tumor im Kopf gefunden.

Es war ein gutartiger Tumor, in der Arztsprache heißt er „Hypophysen-Adenom“, nur war er schon ziemlich groß und saß an einer unbequemen Stelle. Ganz herausnehmen ging nicht, aber verkleinern und anschließend bestrahlen, das schon.

Ich glaube, mein Freund und ich haben die Sache damals ernst genommen, aber auch mit Fassung getragen. Ich erinnere mich an den Tag, als er mich ins Krankenhaus brachte und wir in der Krankenhaus-Cafeteria noch etwas tranken. Dort haben wir unser gemeinsames Leben Revue passieren lassen, mit allen Höhen und Tiefen. Aber vor allem mit den Höhen.

Und dann erinnere ich mich an nichts mehr.

Aus Erzählungen meines Friends weiß ich, dass die OP nicht gut lief. Es gab Komplikationen, ich musste für Wochen ins künstliche Koma versetzt werden, weil mein Gehirn zum Platzen angeschwollen war. In dieser Zeit hatte ich mehrere Schlaganfälle. Als ich wieder aus dem Koma erwachte, war ich halbseitig gelähmt, saß im Rollstuhl und hatte mein Gedächtnis verloren. Aber ich war nicht allein! Es gab Freunde und Familie. Es gab das wirklich bezaubernde Pflegepersonal der Intensivstation. Und es gab meinen Freund. Er war mit äußerster Hingabe mein Pfleger, mein Unterhalter, mein Koordinator, mein Mut-Macher. Er hat immer auf das Positive geguckt, so klein es auch gewesen sein mag. Seine Traurigkeit hat er sich nur zu Hause gestattet, wenn er allein war. Dort steht immer noch ein Spruch an der Wand: „Schritt für Schritt wird alles, wie es soll, und wie es wird, wird es gut.“

Das war auch das Motto für den Reha-Marathon. Ich habe alle möglichen Rehas mit Freude und viel Einsatz gemacht und jede hat mich ein kleines Stück weiter gebracht. Irgendwann konnte ich auf den Rollstuhl verzichten. Irgendwann konnte ich wieder ohne lahmes Bein gehen. Und irgendwann fing ich wieder an, mich an Sachen zu erinnern.

Denn die ersten drei Jahr hatte ich so gut wie kein Gedächtnis. Für meinen Freund, der inzwischen mein Mann geworden war, war das sicherlich keine einfache Situation. Aber ich habe diesen Gedächtnisverlust tatsächlich genossen! Denn kein Gedächtnis zu haben heißt auch: sich keine Sorgen zu machen, nicht an morgen zu denken, sondern das Beste aus dem Tag zu machen – für mich ehemalige Grüblerin ein wahres Fest.

Doch am meisten zählt wohl, dass sich mein Leben mit dieser OP grundlegend verändert hat.

Das fängt mit kleinen Dingen an: Ich kann beispielsweise nicht mehr Auto, nicht mal mehr Fahrrad fahren. Ich kann mir immer noch Dinge sehr schlecht merken. Kann kein Buch mehr lesen. Bin in allem viel langsamer geworden. Das sind die „schlechten Seiten“, wenn man so will.

Aber auf der „guten Seite“ hat sich auch einiges getan: Ich bin viel gelassener, viel positiver geworden. Ich probiere neue Dinge aus, habe jetzt einen Kleingarten und einen Hund. Aber es geht noch darüber hinaus. Natürlich. Ich weiß inzwischen, dass man nichts ändern kann. Dass die Dinge so laufen, wie sie laufen sollen und man dabei nur lernen kann. Alles hat seinen Zweck. Ich hatte diese Nahtod-Erfahrung und habe dort erleben können, dass das Sterben nichts Schreckliches ist. Im Gegenteil.

Es ist tatsächlich ein Loslassen, ein Gehen.









Zeljka Mode- verkäuferin

Ihre Erfahrung: Krieg, Flucht, Traumatisierung.

Ihre Ausstrahlung: und trotzdem!

Ihr Markenzeichen: sehr tiefe Stimme, sehr lautes Lachen.

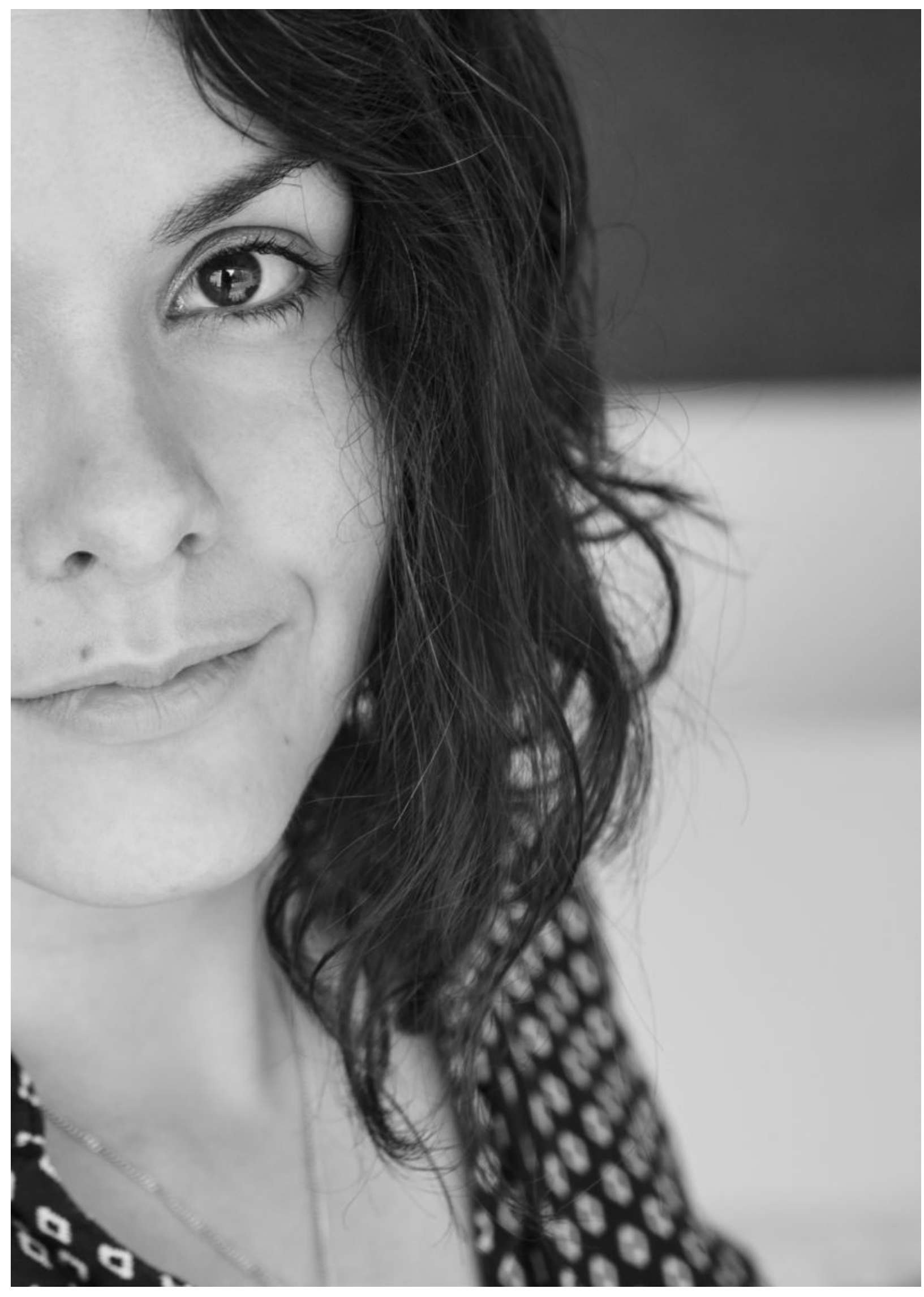
Heute ist sie Mutter einer 9-jährigen Tochter. Heute macht sie als Verkäuferin besonderer Klamotten Frauen (und Männer) schöner. Heute ist das Leben irgendwie okay.
















Elis Roseira
Musikerin





Faz tempo, tanto tempo, que o verão não vem.
Faz tempo que o sol não pega a minha mão.
O vento me leva acariciando minha dor,
ele vai afinal me acalmar e vou acordar e cantar
uma outra história
de esperança tranquila, segura. Pode acreditar:
Um dia vais parar de se preocupar.
A confiança mora todo o tempo em ti.
Quer ouvir o vento cantar em mim?

Viel Zeit ist vergangen ohne dass der Sommer kam.
Viel Zeit ist vergangen ohne dass die Sonne mich bei der Hand nahm.
Der Wind trägt mich fort, streichelt meinen Schmerz,
er wird mich schließlich beruhigen und ich werde aufwachen und
eine neue Geschichte singen
von ruhiger und steter Hoffnung. Glaub mir:
Eines Tages wirst Du aufhören, Dich zu sorgen.
Zuversicht wohnt allzeit in Dir.
Möchtest Du dem Wind lauschen, wie er in mir singt?

(Liedtext Elis Roseira übersetzt aus dem Portugiesischen)


Frauen
wissen
nicht
mehr,
was
ihre
Rolle ist.





Erika Schäfer
Diplom-Psychologin und
Regressionstherapeutin




A person wearing a red and white patterned sweater is sitting on a wooden bench. The background is a large, textured tree trunk. The text is overlaid on the right side of the image.

Erika Schäfer ist Diplom-Psychologin und eine der bekanntesten Regressionstherapeutinnen im deutschsprachigen Raum.

Seit über 60 Jahren ist sie auf der Suche nach immer besseren Therapiemethoden, die den Menschen in seiner ganzen Tiefe erfassen und ihm helfen sein ganzes mitgebrachtes Potential zu erkennen und zu entfalten.

Nach dem Studium war sie 6 Jahre lang wissenschaftliche Assistentin an der Universität Saarbrücken, seit 1965 arbeitet sie in freier Praxis. Ab 1985 befasste sie sich intensiv mit alternativen Heilmethoden und reiste durch die ganze Welt, um mehr über Heilmethoden in anderen Kulturen zu erfahren: schamanisches Heilen bei den Cherokeeindianern, tibetisches Heilen in Indien, Traumdeutung, Energiearbeit, Kinesiologie usw. Desweiteren befasste sie sich intensiv mit Astrologie und dem Human Design System.

Über die Beschäftigung mit der analytischen Therapie von C.G. Jung und der Astrologie fand sie zur Regressionstherapie und absolvierte Aus- und Fortbildungen bei Morris Netherton, Roger Woolger, Tineke Noordegraaf und Rob Bontenbaal. In der Auseinandersetzung mit den Ansätzen dieser Lehrer entwickelte sie schließlich eine neue Form der Heilarbeit, die spezifische Methoden der Regressionstherapie mit Systemaufstellungen verbindet. Mit der Gründung des Therapie-, Lehr- und Forschungszentrums Eisenbuch 1998 schuf sie ein Ausbildungs- und Therapiezentrum für Regressionstherapie, System- und Regressionsaufstellungen.



Die verstehen sehr wenig,
die nur verstehen,
was sich erklären lässt.

Marie von Ebner-Eschenbach









Christine Knödler
Publizistin

Studium der Kunstgeschichte,
Theater- und Literaturwis-
senschaften in München und
Paris

Lehrbeauftragte der
LMU-München

Schreibt und ediert für ver-
schiedene Buchverlage, Zeit-
schriften und Zeitungen und
für den Deutschlandfunk, mo-
deriert, kuratiert Ausstel-
lungen.

www.christineknoedler.de



Nell Killius
Fotografin

Studium an der
Fotoschule München

Lehrbeauftragte im Fachbe-
reich Fotografie, Hochschule
München

eigenes Fotostudio in
München

Schwerpunkt
Porträt- und Reportage-
fotografie

www.nellkillius.com

